



J.J. Voskuil, **Das Büro**.
Direktor Beerta. Roman. Aus dem Niederländischen übersetzt von Gerd Busse.
 C. H. Beck, München 2012.
 848 Seiten, 25 Euro

Extreme Entschleunigung

Ein Epos aus der Karteikartenära

Von Gabriele Weingartner

In den Niederlanden ist J. J. Voskuils siebenteiliger Roman *Het Bureau* schon lange Kult. Jetzt ist der erste Band dieses 5000 Seiten starken Epos endlich auf Deutsch erschienen. Ob *Das Büro* nun auch die deutschsprachigen Leser süchtig macht? Unsere Nachbarn jedenfalls standen Schlange vor den Buchhandlungen, wenn ein neuer Band erschien, und belohnten den Mut des Autors, mit nie erlahmender Ausführlichkeit über den Alltag eines Forschungsinstituts zu schreiben, mit enormen Verkaufszahlen.

Dabei handelt es sich natürlich keineswegs um ein normales Forschungsinstitut. Der Romanheld Maarten Koning ist nicht gerade das, was man einen spannenden Protagonisten nennt. Als skrupulöser Wissenschaftler ist er zweifellos das Alter Ego des Autors. Und dieser selbst wiederum war jahrelang der Leiter jenes Volkskunde-Instituts, in dessen engen Räumen sich die Handlung abspielt. Ob Voskuil sich wirklich über ein halbes Jahrhundert mit so obskuren Problemen wie der Verbreitung der Wichtelmännchen-Überlieferungen, der regionalspezifischen Bezeichnungen des Blitzes oder auch den Bestattungsarten der Pferdenachgeburt geplagt hat, sei dahingestellt. Ganz und gar unwahrscheinlich erscheinen die Projekte nicht, wenn man die heilige Nüchternheit berücksichtigt, mit der sie betrieben und beschrieben werden.

Es ist aber auch möglich, dass der Verfasser von vornherein eine gigantische Wissenschaftssatire im Sinn hatte und die kafkaeske Existenz der Professoren, Studenten und Hilfskräfte sowie deren längst zum intimen Ritual gewordene Beziehungen untereinander als literarisches Vehikel benutzte. Maarten Koning jedenfalls empfindet seine Arbeit als Martyrium. Wissenschaft gilt ihm als nicht einmal höherer Blödsinn, seine Kollegen und nicht zuletzt sich selbst charakterisiert er als intellektuelle Parasiten, »die ihre Zeit mit dem Kultivieren sinnloser Hobbys verbringen«. Und er entkommt dennoch nicht dem Sog des bürokratischen Trotts, der ihn dazu verdammt, jahraus, jahrein in einer Mischung aus Pflichtgefühl und widerwilligem Erkenntnisinteresse Karteikarten auszufüllen, Statistiken anzulegen und anhand ethnologischer Entwicklungen Kulturgrenzen zu karto-

grafieren, die nicht einmal er selbst verstehen kann. Manchmal geht Maarten in der Mittagspause hinaus an die frische Luft und spaziert an Amsterdams schönen Grachten entlang. Bisweilen ist er auch zu einer Tagung in Antwerpen oder Brüssel eingeladen, wo er mit anderen Experten – zumeist nach ausgiebigen Gelagen und viel Genever – Fragestellungen und Ergebnisse der Projekte abgleicht. Und gelegentlich hat er sogar Lust, sich einfach auf und davon zu machen, weil ihn von irgendwoher ein Lüftchen von Freiheit anweht. Letztlich aber bleibt er brav und seiner Forschung treu, unternimmt höchstens Fahrradtouren mit seiner Frau Nikolien, die – man kann es kaum fassen – zu Hause »sitzt«, hin und wieder einen Kuchen bäckt und den kleinen Haushalt versorgt.

Von Menschen, die ihn irritieren könnten, hält er sich fern: von Frans Veen beispielsweise, welcher der Hölle dieses merkwürdigen Büros nicht gewachsen ist und sich stattdessen in die gleichermaßen getaktete Sicherheit einer Nervenklinik flüchtet. Und auch die sogenannten Korrespondenten – übers Land verstreute Lehrer und Bauern, deren Zeitvertreib die Volkskunde ist – sind Maarten Koning nicht geheuer, denn manchmal entpuppen sie sich als alte Faschisten, die ihr Fach unter »rassischen« Gesichtspunkten betreiben.

Der erste Band des Epos ist Direktor Beerta gewidmet, der einst wohl genauso skeptisch war wie Maarten Koning, bevor er es sich im wissenschaftlichen Mittelmaß gemütlich machte und der vom Staat sanktionierten Faulheit ergab.

Es sind die Jahre 1957 bis 1965, die Voskuil beschreibt, jene unbegreiflich ferne Epoche also, als man noch ohne Computer und Internet auskam. Nicht einmal die elektrische Schreibmaschine gab es; das Tonband, inzwischen eine Voraussetzung für die Arbeit eines Ethnologen, wurde als Teufelszeug angesehen, vor seiner eigenen Stimme lief man noch schreiend davon. Und dennoch ist diese heillose, immer wieder in verzweifelte Komik umschlagende Entfremdung, in der Voskuil seine Büromenschen wie eine Horde antiker Sisyphusse agieren lässt, auch dem 21. Jahrhundert noch eingeschrieben, nur die Hektik fehlt. Vielleicht liegt es genau an der extremen Entschleunigung, dass man die ersten 850 Seiten dieses wunderbaren, seltsamen, melancholischen, manchmal auch bissigen Romans so widerstandslos »weg liest«. Suchtgefahr lässt sich also nicht leugnen. ■■■■